Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 33 (1929-1930)

Heft: 10

Artikel: Poesie des Hungers

Autor: Schnetzer, Rudolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667192

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und drüben unterbunden und der Verkehr über den Albrun und den Geiftpfad lahm gelegt.

Die Binner setzen nun große Hoffnungen in die Straße, die in nächster Zeit vom Rhone=

tal aus nach Binn gebaut werden soll. Ob diese der an Glücksgütern armen Binnerbevölkerung die hochgespannten Erwartungen erfüllen das ersehnte Glück bringen wird?

Bergtraum.

Lächelnd schloff ein Regenbogen Aus zerblaf'nem Nebelgrau, Unter seinem Farbenwogen Schlank und weiß fand eine Frau. Talwärts hob ste an zu singen, Tief und süß und sehnsuchtsvoll, Daß es in die Schluchtenzwingen Und um Felfenbrufte quoll.

Selig heimwehliebes Sehnen Sat die Weise angestimmt Und ein Lächeln, das mit Tränen Unnennbar zusammenschwimmt. Dann verscholl es an den Kängen Und verklang von Wand zu Wand, Mit den Regenbogensträngen Blich das hohe Weib und schwand.

Adolf Freh.

Poesie des Hungers.

Bon Rudolf Schneter.

Fridolin Sommer schlenderte durch die Geschäftsstraßen der Stadt und studierte in den Schaufenstern mit fleißiger Aufmerksamkeit alle jene Dinge, nach denen sein Magen zur Stunde lebhaft begehrte, die für Fridolin jedoch unkäuf= lich waren, weil es ihm augenblicklich selbst an der kleinsten Münze fehlte. In den letzten Ta= gen war mit lyrischen Gedichten nichts mehr zu verdienen gewesen, und der junge Poet fragte fich ernstlich, was er als Lyrifer in diesem zwan= zigsten Jahrhundert eigentlich zu tun habe... Es gab sicher noch nie eine unpoetischere, unro= mantischere, antiidealistischere Zeit als diese, in der es fast eine Sünde der Natur ist, Poeten zu erzeugen...

Eben ging er durch eine Straße, die links und rechts mit Kaufläden gefäumt war. Die Auslagen der Eswarengeschäfte reizten Fridolins Magen, wie das rote Tuch den in die Arena ge= tretenen Stier. Der junge Mann nahm sich zu= sammen und versuchte möglichst unauffällig an den Auslagen vorbei zu kommen. Dabei knüpfte er den untersten Knopf seines Kittels zu und streichelte beruhigend mit der Hand über die Magengegend, als möchte er sagen: na, sei doch ruhig, es ist ja gar nichts, sei brav und leg

dich ...

Auf und nieder ging er die Straße. Im Gehen dachte er darüber nach, ob denn diese Fenster der Bäckereien, Metgereien, Delikatefgeschäfte, Konditoreien und Cafés die Grundlage des Le= bens seien, ja, vielleicht die Grundlage der Roesie: denn seit er mit seinem Magen in Un= frieden lebte, war ihm auch alle Freude an der Lyrik verflogen, gefielen ihm seine eigenen Ge=

dichte nicht mehr. Es ist wirklich sonderbar, auf was für Fundamenten das Dasein beruht.

Gebannt von irgend etwas stand er vor dem Auslagefenster einer Metgerei still. Sonst haßte er gerade am meisten diese Geschäfte, die immer so blutig nach Mord, Totschlag und Zerflei= schung aussahen. Ja, der Anblick einer Metzgerei konnte ihm die zarteste lyrische Stimmung verderben. Und jetzt war es gerade eine solche, vor der er interessiert stehen blieb. Den Blick energisch auf die Fleischstücke geheftet, das Kinn voll Nachdenklichkeit auf die Brust gesenkt, die Hände auf dem Rücken, versenkte er sich derar= tig intensiv in den Anblick, daß er das übrige Dasein bergaß.

So stand er da, als ein Bekannter ihn traf. Verdutt hielt dieser inne und schüttelte den Ropf. Dann trat er, vor sich hinlachend, herzu und fagte: "Seit wann findet der Poet ein solches Objekt der Beachtung wert? Du bist sonst ein Erzidealist und verachtest solche Dinge, die fernab von allem Schönen liegen und nur dem Leibe dienen." Fridolin wandte sich um und er= kannte seinen pfiffigen Freund Haller, der ein gutgenährter und wohlsituierter Bankbeamter war und sich nächstens den Luxus des eigenen

Familienlebens leisten konnte.

"Fernab von allem Schönen?" fragte er. "So haft du sonst selber von derlei Dingen gesagt," ergänzte der Freund.

"Kann sein", gab Fridolin zurück. "Bielleicht hatte ich damals das innere Wesen dieser Dinge nur noch nicht erfaßt. Heute dünkt mich das alles gar nicht so fernab von allem Schönen. Im Gegenteil: so eine Metzgerei hat sogar

noch Stil, wenn man sie darnach betrachtet. Zum Beispiel da diese Wurst, die so dekorativ umschnürt ist, wie voll und plastisch ist ihre Li= nienführung. Sie hat sogar noch Gemüt, sie lächelt wie eine wohlgelaunte Matrone. Und dort jene schmalen, dünnen, länglichen Würst= chen haben eine reizende Kindlichkeit an sich. Wie bewußt und klar ist überhaupt die Rang= ordnung der Dinge, die an den Gestellen hängen und dort neben der Kasse auf dem Tische liegen. Wie sprechend ist ihr Ausdruck. Und erst jene Fleischstücke... Leuchtend frisch ist ihre rote Farbe, in der noch das saftige, gesunde Leben zu pulsieren scheint. Auch in ihnen wohnte das Wunder des Daseins. Und nun lösen sie sich bald auf und gehen in andere Or= ganismen über, um sich dort dem atmenden Leben neu zu verschmelzen. Was für Prozesse gehen hier vor sich... Eine Metgerei ist ein wahres Laboratorium für die Chemie des Le= bens. O nein, sie ist gar nicht fernab von allem Schönen, sondern dient auf ihre Art dem Ge= heimnis des Lebens, das wir nie genug bestaunen fönnen."

"Heute bist du offenbar besonders poetisch aufgelegt", sagte der Freund.

"Nein, heute ist es mir im Grunde nicht um Poesie zu tun, heute rede ich nur von Tatsachen."

"Ach, das ist für euch Poeten dasselbe. Die zwei könnt ihr nie unterscheiden."

Sie gingen zusammen die Straße hinauf. Vor einem Bäckerladen stand Fridolin still. Der Duft frischgebackenen Brotes drang auf die Straße heraus.

"Kannst du die Sprache dieses Duftes verstehen?" fragte er seinen Freund. "In ihm ist der ganze Reiz einer stillen Landschaft einge= schlossen. Wenn ich hier stehe und diesen Duft einatme, entflieht meine Seele der Stadt und allen Nöten. Ich wandere auf einmal durch einen Feldweg, den zu beiden Seiten gelbe, mannshohe Ührenfelder säumen. Es singt in ihnen das Danklied der Erde an Gott, der sie wohl behütet und reich gesegnet hat. Oder ich stehe an einer in die Fluren vorspringenden Waldesecke unter einer großen Eiche, hebe die Hand über die Augen, schaue den Schnittern und den Garbenbindern zu. Die breiten Hüte wiegen die Ränder über den Gesichtern und den weißärmeligen Armen. Fieberhaft wird gearbeitet; denn Wolkenberge schieben sich in die blaue Himmelskuppel hinein. Es riecht nach

Erde, Segen, Arbeit, Bauernfleiß, Hochsommer und Gottesgüte. Das alles zaubert mir dieser Bäckereidust vor die Augen. Ach, wie wenig braucht es doch, um selbst in dieser belebten städtischen Geschäftsstraße durch freundliche Gestilde wandern zu können, an brotschweren ühren vorbei."

"Phantast", murmelte der Freund. "Armseliger Idealist."

Dann standen sie vor einer Konditorei. Auf den Törtchen lag die Crème, wie trübe, winzige Teiche. Der blendend reine Rahm erinnerte an Schnee. Die Mandelkerne erzählten vom Süden.

"Die Auslage einer Konditorei ist immer einer der unwiderstehlichsten Anblicke", fing Fridolin an. "Direkt ein künstlerischer Anblick. Bitte, halte das nicht für Profanation. Betrachte die Wirkung eines solchen Fensters! Welches Konzert, welche Ausstellung vermag so die Besucher anzulocken? Vergleiche die Zahl der Bücherleser mit der der Törtchenesser! Bei weitem nicht alle Menschen wissen, wer Beet= hoven und Bach waren, aber was eine Crème= schnitte oder ein Erdbeertörtchen ist, weiß jedermann. Es ist aber auch ein eigener Zauber... Ich begreife, daß man am Ende noch an einer Metgerei oder Bäckerei vorbei gehen kann, aber nicht an einer Konditorei. Hier, wo die Produkte des Südens und der exotischen Welt im gleichen Produkte sich mit denjenigen unseres Landes verschmelzen, hört die Geographie tatsächlich auf. Der Mandelkern auf einer Bisquit= torte! Begreifst du, daß darin etwas übergeographisches stedt? Etwas übernatürliches und Überkontinentales? Was aber das Fesselndste an so einer Konditorei ist, das ist doch die Tat= sache, daß hier mit der Natur beliebig umge= sprungen wird und der Mensch aus ihr macht, was er will. Hier wird die Natur besiegt und umgewandelt nach den Ideen des Menschen. Alle Möglichkeiten werden aus ihr heraus ge= holt. Hat eine Konditorei nicht etwas Künst= lerisches an sich? Heißt es doch: die Kunst lieat in der Natur, wer sie heraus kann holen, der hat fie." —

"Heute scheinst du es darauf abgesehen zu haben, die profansten Dinge zu verpoetisieren," sagte der Freund im Weiterschreiten.

"Auch im Profansten steckt noch Poesie," ant= wortete Fridolin.

"Du liebst sonst die Geschäftsstraßen nicht." "Ich verstand sie bisher nicht. Auch in ihnen läßt sich wandern, wie durch einen Garten." Dann plötzlich blieb der Freund stehen, betrachtete Fridolin, der wieder gemagert zu haben schien, seit er ihn das letzte Mal gesehen.

"Hast du Hunger?" fragte er. Mit gesenktem und rotwerdendem Kopf erwiderte der Poet leise:

"Ja, ich habe Hunger."

"Ach so, darum...," murmelte der Freund und griff in die Tasche, hielt jedoch mitten in

der hilfsbereiten Gefte inne.

"Was für wundervolle Begleiterscheinungen der Hunger zuweilen haben kann," sagte er. "Dich führt er zu der wundervollen Erkennt=nis, daß auch im Profansten noch Poesie steckt. Er macht dir diese nüchterne, öde Straße zu einem Kranz herrlicher Landschaften. Du bist durch ihn in ungewöhnlich gehobene Stimmung gekommen, bist so aufgeweckter Sinne wie selten und nervensein empfänglich für Eindrücke und die Ergründung der Dinge."

"Ja, der Hunger macht empfänglich, selbst für das, was man sonst verabscheut." Der Freund zog die Hand wieder aus der Tasche. Fridolin sah, daß sie leer, mit offengespreizten Fingern,

ans Licht kam.

"Dir ist selbst im Hunger noch die Poesie das Höchste und geht dir über alles. Man merkt es an beiner Rede. Ihr Lyriker seid seltsame Menschen. Sogar den Hunger benützt ihr, um poetische Erkenntnisse zu sammeln. Hat nicht der Hunger dich dazu geführt, die Poesie des Unpoetischen zu entdecken?" Wortlos, mit dem Kopfe nickend, bejahte Fridolin. Da sagte der Freund:

"Ich wollte dir eben beistehen und dich bitten, im nächsten Restaurant etwas zu dir zu nehmen. Da habe ich erkannt, daß ich dir damit keinen Dienst erwiese, dich vielmehr um deine neueste Erkenntnis gebracht hätte. Du bist überhaupt zu beneiden. Ein Mensch, der in einer städtischen Geschäftsstraße durch stille, dustende Landschaften zu gehen versteht und Romantik und Poesie aus Würsten, Brot und Schleckereien zu lesen versteht, muß ein reicher und beglückter Mensch sein, wie sie nicht oft zu sinden sind. Ich komme mir arm vor dir vor und schäme mich, in all dem nur nüchterne, profane Prosa sehen zu können. Und ich verslasse dich, um nicht vor dir erröten zu müssen."

Mit vieldeutigem Lächeln verschwand er in

die nächste Nebenstraße.

Fridolin lehnte sich entmutigt an eine Affichensäule. Vor Schwäche hatte er kaum mehr die Kraft zum Stehen...

3weifel.

Großes zu vollbringen, Will mir nicht gelingen, Im Besitz des Kleinen Sollt' ich glücklich, scheinen. – Göffer, schenkt das Können Mir noch zu dem Wollen! Oder, hätf' ich besser Nicht erwachen sollen?

Albolf Reller.

Ein großer helvetischer Ingenieur.

Von Leopold Katscher.

Die kleine Schweiz hat der Welt schon zahl= reiche große Ingenieure geschenkt. Zeugnis hie= für legen viele kühne Brücken-, Tunnel- und Eisenbahnbauten auf dem amerikanischen Kontinent, im Orient und in Europa ab, vor allem in der Schweiz selbst. Zu den berühmtesten helvetischen Technikern, die ihre Kunst überwie= gend in der Heimat entfaltet haben, gehört einer, der überhaupt keine technische Unter= richtsanstalt und auch sonst keinerlei Mittel= oder Hochschulen besucht hatte, sondern lediglich die Volksschule; wenn er trotdem viele kühnen Bauten in geradezu genialer Weise auszuführen vermochte, so war das seiner hohen angeborenen Begabung zuzuschreiben, seiner erstaunlichen, fast unfehlbaren Intuition, seiner unerschüt= terlichen Willensfraft, seiner ungeheuren Auß= dauer. Ich spreche von dem großen Genfer Louis Fabre, der mit Henri Dunant, J. B. Saussure und Daniel Colladon das herrliche Duartett der hervorragendsten Genfer Geistessbelden des 19. Jahrhunderts bildete. Er wurde am 26. Januar 1826 in dem Genfer Borort Chêne geboren und starb am 19. Juli 1879 einen tragischen Tod "im Sattel".

Der letztere Gebenktag wurde vor kurzem in der ganzen Schweiz begeistert geseiert. Das kann nicht wundernehmen angesichts des Umsstandes, daß Favre der Erbauer des Gotthardstunnels war, welcher einerseits das bedeutendste schweizerische Tunnelbaumeisterstück darsstellt und anderseits den Grund legte zum hohen Aufschwung des Fremdenverkehrs im Tessin, in der Zentralschweiz, im Berner Obersland und am Genfersee.

Tatsächlich ist die Erbauung der Gotthard=